

## 8 Brückenbau nach der Kluft: Die deutsche Community in Frankreich, 1918–1924

Der Waffenstillstand, der am 11. November 1918 das Ende des Krieges einläutete, hat sehr wahrscheinlich auch Reaktionen bei den „ethnisch“ Deutschen in Frankreich ausgelöst. Die Familie des Publizisten und Diplomaten Harry Graf Kessler befand sich zu diesem Zeitpunkt im Land und auch Emile Ullmann befand sich nach seinem Rücktritt noch in Frankreich. Daher wäre es sinnvoll, sich die Erfahrung des Kriegsendes, sowohl 1918 als auch 1919, auf Seiten der „ethnisch“ Deutschen anzuschauen. Allein der klar genannte komparative Ansatz dieses Buches weist auf eine Notwendigkeit dieser Symmetrie der Analyse hin. Allerdings wird in diesem Kapitel auch deutlich werden, warum es sich anders als die vorangegangenen Kapitel, stärker auf eine strukturelle Analyse stützen muss. Nicht nur die Kriegszeit, auch die Nachkriegszeit gestalteten sich in Frankreich so, dass, trotz intensiver Recherche, kaum oder nur über Umwege öffentliche oder private Erfahrungsberichte gefunden werden konnten. Für das Elsass konnten deutlich mehr Berichte gefunden werden, was eine Analyse der Erfahrungen für diese Region ermöglicht. Für die Zeit direkt nach dem Krieg konnten keine Aufzeichnungen gefunden werden. Vielleicht schlummern auch für Frankreich noch weitere Berichte oder Aufzeichnungen auf Dachböden oder in kleineren Archiven, doch muss ein Großteil des Kapitels eher als Bestandsaufnahme verstanden werden.

Um die Situation der „ethnisch“ Deutschen, beziehungsweise ihrer *Community*, in Frankreich nach dem Krieg besser zu verstehen, ist des Weiteren die Beziehung zwischen Frankreich und Deutschland unerlässlich. In dieser Hinsicht ist es kaum möglich, die Feindseligkeit zwischen den beiden Ländern im November 1918 zu übertreiben. Jacques Bariéty und Raymond Poidevin bezeichneten die Zeit bis in die frühen 1920er Jahre nicht umsonst als einen „Deutsch-Französischen Kalten Krieg“.<sup>1</sup> Nicholas Beaupré stimmte in seiner Einschätzung den beiden Historikern nicht nur zu, er ging sogar noch weiter und bezeichnete die deutsch-französischen Beziehungen der Nachkriegszeit als „Fortführung des Krieges nach dem Krieg“, gerade im Hinblick auf die französische Besatzung deutscher Gebiete von 1918 bis 1925.<sup>2</sup> Auch wenn die Intensität zwischen den Ansichten variiert, so machen beide Einschätzungen deutlich, dass der Begriff Krieg in gewisser Weise passender für

---

<sup>1</sup> Jacques Bariéty und Raymond Poidevin, *Les relations franco-allemandes 1815–1975* (Paris: Armand Colin, 1977) zitiert aus: Jean-Michel Guieu, „Le rapprochement franco-allemand dans les années 1920. esquisse d'une véritable réconciliation ou entente illusoire?“, *Les Cahiers SIRICE*, 1:15 (2016), 27.

<sup>2</sup> Nicolas Beaupré, „Occupier l’Allemagne après 1918“, *Revue historique des armées*, 254 (2009), 5, zitiert aus: Guieu, „rapprochement“, 27.

diese Periode war als Frieden. Nach zwei Kriegen innerhalb von 50 Jahren, einer zerstörerischen Besetzung der französischen Ostgebiete und massiven Verlusten, verlangte Frankreich von Deutschland nach dessen Kapitulation nun einen hohen Preis.<sup>3</sup> Versuche, Teile des Rheinlands in die Unabhängigkeit zu bewegen um einen Pufferstaat zu kreieren, Zwangsarbeit Deutscher zum Wiederaufbau der ehemaligen besetzten Gebiete aber auch die Reparationszahlungen ließen sich in dem simplen französischen Satz „le Boche paiera la casse“ zusammenfassen, was so viel bedeutete wie „der Boche wird für den Schaden aufkommen“.<sup>4</sup> Diese Reparationsforderungen Frankreichs wiederum selbst waren eine Konfliktquelle, da die Zahlungen meist nicht rechtzeitig, nicht vollständig oder überhaupt nicht kamen.<sup>5</sup> Gerade solche Probleme beschäftigten eine Institution in Frankreich, die vor dem Krieg Teile der französischen *Community* koordiniert hatte: die deutsche Botschaft. Die französischen Forderungen, deutsche Unfähigkeit oder deutschem Unwillen zu zahlen, verbunden mit den generellen Problemen des Versailler Vertrags machte es den deutschen Offiziellen in Paris schwer.

Die ökonomische Feindschaft hatte in Frankreich allerdings auch interne Gründe. Die ökonomischen Umbrüche und Schwierigkeiten, die sich in Teilen in den Minenstreiks von 1919 und 1920 ausdrückten und die französische Wirtschaft beeinträchtigten, sorgten auch dafür, dass eine Rekonstruktion und das Erreichen einer Vorkriegsnormalität deutlich länger brauchen würden. Diese Unsicherheiten führten 1919 auch zum ersten politischen Sieg einer konservativen Partei in der Geschichte der dritten Republik, während sich die Deutschland gegenüber neutralerer sozialistische Alternative geschlagen geben musste.<sup>6</sup> Auch wenn der regierende Parteienblock, wie Kevin Passmore betont, deutlich stärker antikommunistisch als antideutsch ausgerichtet war, so war Germanophobie bei Weitem nicht aus seiner Agenda verschwunden: „Für die meisten Konservativen blieb Deutschland der Feind. Sie waren fasziniert von seinem ökonomischen Potenzial und besseren Geburtenraten und glaubten, dass Barbarei sie dazu antrieb, die Weltherrschaft anzustreben.“<sup>7</sup> In einigen Fällen ließen sich die antisozialistischen und antideutschen Gedanken in einem rassifizierten Argument zusammenführen, da „Konservative die Kriegskultur in den Antikommunismus umleiteten und Bolsche-

---

<sup>3</sup> Pawley, *Rhine*, 45–46.

<sup>4</sup> „Le Boche paiera la casse“, *Le Voltaire*, 6. November 1918, 1.

<sup>5</sup> Benjamin Martin, *France and the Après Guerre* (Baton Rouge: Louisiana State, 1999), 38.

<sup>6</sup> Kevin Passmore, *The Right in France from the Third Republic to Vichy* (Oxford: Oxford University Press, 2012), 207; Ralph Schor, *L'opinion française et les étrangers en France 1919–1939* (Paris: Sorbonne, 1985), 73.

<sup>7</sup> Passmore, *Right*, 214.

wiken und Deutsche mit dem barbarischen Asien zusammenführten“.<sup>8</sup> Dieser vielschichtige Hintergrund sozialer, politischer und ökonomischer Feindschaft hatte einen profunden und spezifischen Einfluss auf die Situation der „ethnisch“ Deutschen im Frankreich der Nachkriegszeit.

Die Kriegsmaßnahmen von Internierung und Repatriierung hatten bereits die „ethnisch“ deutsche Population in Frankreich, genauso wie in Großbritannien, dezimiert. Sehr effizient hatte Frankreich Frauen und Kinder mit deutscher Staatsbürgerschaft in den ersten Kriegsjahren interniert und schließlich repatriiert, zusammen mit allen anderen deutschen Staatsbürgern, die aufgrund von Alter oder Krankheit nicht als potenzielle Gefahr angesehen wurden.<sup>9</sup> Alle weiteren wurden entweder in die Niederlande oder die Schweiz abgeschoben oder mussten auf ihre Repatriierung bis nach dem Krieg warten. Diese lief in Frankreich allerdings, wie bereits gezeigt, relativ langsam ab. Bedingt war dies durch die Feindschaft und damit einhergehende Sorgen Frankreichs, aber auch durch die günstige Arbeitskraft, die dadurch für den Wiederaufbau genutzt werden konnte, ohne potenziell französischen Arbeitskräften den Lohn wegzunehmen. Des Weiteren war „ethnisch“ Deutschen, die einen Laden oder ähnliches besaßen, ihr Besitz beschlagnahmt worden, genauso wie es anderen Feindstaatenangehörigen passiert war.<sup>10</sup> Die Betriebe, die nicht beschlagnahmt wurden, sahen sich darüber hinaus Angriffen physischer und diskursiver Art ausgesetzt. Die deutsche evangelische Kirche, ein wichtiger sozialer Dreh- und Angelpunkt der „ethnisch“ deutschen *Community* hatte bereits 1914 geschlossen und auch die katholische Gemeinde in Paris ereilte ein ähnliches Schicksal.<sup>11</sup> Kleinere Gemeinden, wie jene in Nizza, erhielten auch nach dem Krieg ihre ebenfalls beschlagnahmten Kirchen nicht wieder.<sup>12</sup> Das Café du Dôme als Gemeinschaft deutscher Künstler war durch den Krieg in alle Winde verstreut, sodass Künstler wie Otto von Waetjen ihre Pariser Kunst in Deutschland ausstellten.<sup>13</sup> Antideutsche Maßnahmen weiteten sich darüber hinaus auch auf die wieder eingegliederten Regionen Elsass und Lothringen aus.<sup>14</sup> Mit einem konser-

<sup>8</sup> Passmore, *Right*, 211.

<sup>9</sup> Farcy, *Camps*, 116.

<sup>10</sup> Ministère du Travail et de la Prévoyance social, *Bulletin de L'Inspection Du Travail et de l'Hygiène industrielle* (Paris: Imprimerie Nationale, 1920), 93–94.

<sup>11</sup> Von der Recke, *Fluctuat*, 81; Barbara Glauert-Hesse (Hrsg.), *Ich sehne mich nach Deinen blauen Briefen*. Rainer Maria Rilke Claire Goll Briefwechsel (Göttingen: Wallstein, 2001), 25.

<sup>12</sup> Christiane Tichy, *Deutsche evangelische Auslandsgemeinden in Frankreich 1918–1944* (Stuttgart: Kohlhammer, 2000), 11.

<sup>13</sup> Kampka, *Café*, 106.

<sup>14</sup> David Allen Harvey, „Lost Children or Enemy Aliens? Classifying the Population of Alsace after the First World War“, *Journal of Contemporary History*, 34:4 (1999), 539.

vativen Regierungsblock, wie er 1919 gewählt worden war, würden sich diese Maßnahmen auch noch bis in die Mitte der nächsten Dekade halten.

Erst der Geist von Locarno, wie die Stimmung um die Verhandlung und schließlich die Unterzeichnung der Verträge von Locarno zwischen 1924 und 1925 häufig genannt wurde, sorgte letztendlich für die Rückkehr diverser deutscher Staatsbürger wie Kurt Tucholsky, Henry Bing, Rudolf Levy, Margarethe Moll, Wilhelm Uhde und anderer.<sup>15</sup> Nur wenige waren vorher nach Paris gekommen und meist nicht lang geblieben, wie beispielsweise Erich Klossowski oder Harry Graf Kessler im Jahr 1921.<sup>16</sup> Hier scheint allerdings eine Differenzierung zwischen „ethnisch“ deutschen Gruppen existiert zu haben: Zwischen Österreichern, Deutschen und den Minderheiten, die ehemalig rechtlich zu diesen gehört hatten, wie Polen oder Tschechen. Der deutsch-tschechische Maler Georg Kars kehrte 1921 nach Paris zurück und Rilke versuchte ebenfalls einen tschechischen Pass für eine Einreise nach Frankreich zu bekommen.<sup>17</sup> Die internationale aber auch geschlechtliche Komplexität der Frage von nationaler Identität und der damit einhergehenden Antwort, ob man nach Frankreich einreisen konnte oder nicht, betraf auch Familien unterschiedlich, wie bei den Kesslers deutlich wird: Harry Graf Kesslers Schwester Wilma wurde nicht repatriiert. Sie war zwar in Frankreich als Tochter eines deutschen Staatsbürgers geboren, hatte aber einen französischen Staatsbürger geheiratet und konnte daher in Frankreich verbleiben, auch nachdem 1915 Gesetze zur Denaturalisierung einiger Bürger erlassen wurden.<sup>18</sup> Kesslers englische Mutter, welche einen Deutschen geheiratet hatte, war ebenfalls in der Lage zu bleiben auch wenn nicht-deutsche Frauen mit deutschen Männern grundsätzlich als gefährlicher eingestuft wurden als deutsche Frauen mit französischen Männern.<sup>19</sup> Harry Graf Kessler wiederum, hatte größte Probleme nach Frankreich zu kommen und seine Familie zu besuchen. Er schaffte es schließlich nur wegen seiner eigenen politischen Stellung.<sup>20</sup> Hier wird deutlich, dass nicht viele deutsche Staatsbürger überhaupt in Frankreich verblieben und selbst einige naturalisierte „ethnisch“ Deutsche ihre französische Staatsbürgerschaft wieder verloren hatten,

---

<sup>15</sup> Kampka, *Café*, 26 ff.

<sup>16</sup> Kampka, *Café*, 26ff; Harry Graf Kessler, *Tagebücher 1918–1937*, ed. von Wolfgang Pfeiffer-Belli, (Frankfurt: Insel Verlag, 1996), 261.

<sup>17</sup> Kampka, *Café*, 56.

<sup>18</sup> Kessler, *Tagebücher*, 201.

<sup>19</sup> Adam Craig Stanley, *Modernizing traditional womanhood. Gender, consumption, and modernity in interwar France and Germany 1920–1939* (Dissertation: Purdue University Press, 2004), 2.

<sup>20</sup> Peter Grupp, „Harry Graf Kessler und das Auswärtige Amt. Funktionselite und elitärer Außenseiter“, in Rainer Hudemann und George-Henri Soutou (Hg.), *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert/Elites en France et en Allemagne aux XIXème et XXème siècles* (München: Oldenbourg, 1994), 295–296.

was Internierung oder Repatriierung zur Folge hatte. Innerhalb nur weniger Monate hatte der Denaturalisierungsakt von 1915 die Denaturalisierung von 92 „ethnisch“ Deutschen bewirkt.<sup>21</sup> Insgesamt wurden von 25.000 überprüften Naturalisierungen allerdings nur insgesamt 549 Menschen mit deutschem, österreichischem oder osmanischem Hintergrund ihre französische Staatsbürgerschaft entzogen. Wie sich diese Denaturalisierung auf die naturalisierten „ethnisch“ Deutschen auswirkte, lässt sich schlicht aufgrund der fehlenden Quellenlage nicht beziffern. Die Tatsache, dass Staatsbürgerschaften entzogen werden konnten und dass darüber in Zeitungen wie *La Liberté* berichtet wurde, lädt zu der Annahme ein, dass viele es zumindest wussten.

Alles in allem waren zwar noch diverse naturalisierte „ethnisch“ Deutsche in Frankreich, allerdings war die Anzahl an „ethnisch“ Deutschen bis 1918 massiv zurückgegangen und blieb durch Maßnahmen bis in die 20er Jahre niedrig. Institutionen und andere ethnische Infrastrukturen, die vor dem Krieg existiert hatten, waren zu großen Teilen zerstört oder geschlossen. Dies schlägt sich auch in der Quellenlage nieder, es konnten kaum Erfahrungsberichte gefunden werden, außer diese Personen waren vollständig assimiliert, Elsässer oder bis 1920 noch in Frankreich interniert. Wenige persönliche Berichte überlebten oder Berichte wurden gar nicht erst verfasst und selbst Personen hohen Ansehens wie die Mutter von Harry Graf Kessler, Wilma de Brion née Kessler, hinterließen wenig in Archiven. Ein weiterer Grund, der für die verschwindend geringe Zahl an Erfahrungsberichten verantwortlich sein kann, war die Tatsache, dass nicht nur wenig „ethnisch“ Deutsche in Frankreich blieben, sondern, dass auch viele gar nicht erst zurückkehren konnten, wie sie es in Großbritannien getan hatten.

## 8.1 Die unwahrscheinliche Rückkehr nach Frankreich

Für all jene, die eine Repatriierung aus Frankreich erfahren hatten, gestaltete sich eine Rückkehr nach dem Krieg deutlich schwieriger als nach Großbritannien. Jene, die früh nach Deutschland repatriiert worden waren, hatten dort während des Krieges genügend Zeit gehabt, sich ein neues Leben aufzubauen oder ein altes zu reaktivieren. Da viele früh repatriierte „ethnisch“ Deutsche Frauen waren und diese überproportional bereits eher temporär im Frankreich gelebt hatten, war eine Rückkehr nicht auf gleiche Weise mit dem Verlassen einer Familie oder eines langjährig gewachsenen Freundeskreises verbunden, wenngleich es auch Personen mit etablierten Netzwerken in Frankreich betraf wie Gertrud Köbner. Hinzu

---

**21** „D'hier à aujourd'hui“, *La Liberté*, 5. Oktober 1915, 2.

kamen Restriktionen und eine antideutsche Stimmung, die nach dem Waffenstillstand oder Friedensvertrag nicht Anzeichen einer Beruhigung aufwies sondern vielmehr Zeichen einer Konfrontation war. Gruppen, die trotzdem nach Frankreich kommen konnten, repräsentierten zwei sehr spezifische zeitliche Abläufe: Die direkten Auswirkungen des Krieges in Frankreich und Klassenunterschiede im Kontext von antideutschen Ressentiment-Entwicklungen.

Die erste Gruppe deutscher Staatsbürger, die nach Frankreich zurückkehrte oder sogar blieb, tat dies eher temporär. Sie sollte die zerstörten Regionen im Osten des Landes wieder aufzubauen, war dort doch ein Großteil der Westfront verlaufen. So forderte Frankreich Arbeitstruppen aus Deutschland und Matthew Stibbe argumentiert, dass in einigen Fällen auch Zivilgefangene für den Wiederaufbau herangezogen wurden.<sup>22</sup> Frankreichs Verhalten hier ist nicht überraschend, führt man sich das Ausmaß der Zerstörung vor Augen: Auch wenn einige Regionen ab Mitte oder Ende der 20er Jahre eine Normalisierung oder sogar Verbesserung der Lebensumstände erlebten, so dauerte die Rekonstruktion in anderen Teilen bis in die 30er Jahre an.<sup>23</sup> Als Land mit einer der höchsten Verlustraten, brauchte (oder im Falle Deutschlands forderte) Frankreich nun Hilfe zum Wiederaufbau. In den letzten Monaten des Jahres 1920 erhielt beispielsweise das Ministerium für Befreite Regionen eine positive Rückmeldung auf seine Anfrage, Visa zu erteilen für „Deutsche Spezialisten, die nach Frankreich kommen, um die nötigen Werkzeuge für die Inbetriebnahme der Fabriken in den befreiten Regionen zu installieren“.<sup>24</sup> Diese Forderung war allerdings angeblich auch durch einen gewissen Klassenkonflikt erschwert, denn trotz Verhandlungen ergab sich laut dem linksliberalen *Berliner Tage-blatt* folgendes Problem: „Die deutschen Arbeiter halten es, nachdem auf dem Gewerkschaftskongress [sic] in Amsterdam die Internationale wiederhergestellt worden ist, für eine kameradschaftliche Pflicht, nicht nach Frankreich zu gehen, wenn dies den Interessen der französischen Arbeiter widerspricht.“<sup>25</sup> Deutsche Arbeiter wurden hier eher als klassenbewusst dargestellt, denn als antifranzösisch. Wobei auch hier ein antifranzösischer Impetus mitschwang, erwuchs diese Forderung doch auf der Annahme des Berichterstatters, Frankreich wolle lieber finanziell aus dem Wiederaufbau profitieren, anstatt seine eigenen Arbeiter

---

<sup>22</sup> Stibbe, *Internment*, 269.

<sup>23</sup> Connolly, *Occupation*, 288.

<sup>24</sup> „Visa d'ouvriers allemands pour les régions libérées.“ Le President du Conseil, Ministres des Affaires Étrangers à Monsieur le Ministre des Regions Libérées, 04.11.1920, Archives Nationales de France, Paris, F/7/15168.

<sup>25</sup> „Das bisherige Ergebnis der Wiederaufbauverhandlungen“ *Berliner Tage-blatt* 15. August 1919, 3 [Betonung im Original].

einzusetzen.<sup>26</sup> Wie komplex dieser Austausch dargestellt und wahrgenommen wurde, vor allem wenn man bedenkt, dass die heutige Forschung eher von Forderungen spricht, sieht man in einem Beitrag des ebenfalls linksliberalen *Hamburger Anzeigers* von 1922: „Den großen französischen Versäumnissen wird das tatkräftige Zugreifen gegenübergestellt, das Deutschland bei der Wiederherstellung seiner zerstörten Gebiete im Osten an den Tag gelegt hat, wie stark fördernd entsprechend eine aktive Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau hätte sein können, wenn man dort gewollte hätte. [...]“<sup>27</sup> Anscheinend standen sich hier verschiedene Narrative gegenüber, die letztlich alle auf eine negative Darstellung Frankreichs hinausliefen. So waren sich der *Hamburger Anzeiger* und das eher konservative Blatt für ehemalige Gefangene *Heimkehrer* zwar einig, dass Frankreich zu wenig Hilfe in Anspruch genommen hatte, aber Dr. Sivens kritisierte dort noch mehr:

Vom Standpunkt des ehemaligen Kriegsgefangenen ist es jedenfalls zu begrüßen, daß überhaupt einmal der Anfang zu einer Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau gemacht worden ist, andererseits ist es empörend, wenn hierbei von privater Seite Gewinne erzielt werden, während unsere Forderung nach einer Entschädigung, für die von den ehemaligen Kriegsgefangenen im Aufbaugebiet geleistete Arbeit, immer noch unerfüllt ist.<sup>28</sup>

Wie die Autoren den 1920 genehmigten Visa gegenüberstanden, wird nicht erklärt. Generell werden aber auch in der Forschung hauptsächlich britische und amerikanische Unterstützungen für den Wiederaufbau Frankreichs genannt, selbst wenn deutsche Reparationsleistungen keine unerhebliche Rolle spielten.<sup>29</sup> Dass einige Arbeiter aus Deutschland nach Frankreich einreisen konnten, ist durch die positive Antwort des Ministeriums belegbar. Wie groß allerdings ihre Zahl war, lässt sich nicht genau bestimmen. Trotzdem wird aus allen Zitaten deutlich, dass Druck ausgeübt wurde, deutschen Arbeitern Zutritt nach Frankreich zu gewähren und die einhellige deutsche Meinung war, dass dies in zu geringen Ausmaßen geschah. Die Beschwerden, dass deutsche Arbeitskraft für private finanzielle Gewinne einer kleinen Elite, trotz gegenteiliger Behauptungen Frankreich, ausgenutzt wurde, kam nicht nur von einer bestimmten Interessensgruppe in Deutschland. Sie wird auch sichtbar in der zweiten Gruppe, die politischen Druck ausübte, um deutsche Staatsbürger zurück nach Frankreich zu holen.

---

<sup>26</sup> „Das bisherige Ergebnis der Wiederaufbauverhandlungen“, 15. August 1919, 3.

<sup>27</sup> „Die zerstörten Gebiete. Sabotage des Wiederaufbaus“ *Hamburger Anzeiger* 14. September 1922, 1.

<sup>28</sup> Dr. Sivens, „Unsere Stellung zum Wiederaufbau in Frankreich“, *Der Heimkehrer. Verbandsblatt der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener e. V.*, 15. Oktober 1922, 1.

<sup>29</sup> Siehe zum Beispiel: Hugh Clout, „The Great Reconstruction of Towns and Cities in France 1918–35“, *Planning Perspectives* 20 (2005), 16.

Die oberen Klassen in Frankreich, die angeblich durch den Wiederaufbau Gewinne erzielt haben sollen, übten ebenfalls Druck aus, um ihre Haushaltshilfen aus Deutschland zurückzuholen. Dies wird aus einem Brief des französischen Generalkonsulats in Köln und Mainz an das französische Innenministerium im Juli 1920 deutlich. Auch wenn eine hohe Anzahl an Forderungen eingegangen sei, nannte das Konsulat zwei Bedenken gegen die Wiedereinstellung deutscher Haushaltshilfen und zwar einmal die populären und die strategischen.<sup>30</sup> Das Generalkonsulat betonte: „Es besteht offenbar der Grund zur Befürchtung, dass die Einführung von Deutschen in französische Familien in bestimmten Fällen aber auch bis zu einer vollständigen Beruhigung der Gemüter in jeder Hinsicht zu bedauerlichen Vorfällen führen könnte.“<sup>31</sup> Die populären Bedenken hier waren die Sorge vor Folgen einer antideutschen Stimmung in Frankreich, stieß sie auf „ethnisch“ Deutsche oder umgekehrt. Nun mag man diese Begründung als politischen Vorwand deuten, allerdings haben Historiker wie Ralph Schor die Existenz einer starken Germanophobie in Frankreich mehr als ausreichend belegt.<sup>32</sup> Ein Zitat des französischen Autors und Juristen Edmond Benoit-Lévy in diesem Kontext macht die Stimmung an dieser Stelle deutlich: „der tief empfundene Wunsch, den wir alle haben, nie wieder Boches in Frankreich sehen zu wollen, wir haben sie schon zu viel gesehen!“<sup>33</sup> An ein paar Stellen bereits aufgetaucht war die beleidigende Bezeichnung Deutscher als „Boches“, welche sich bereits vor dem Krieg etabliert hatte, auch nach dem Krieg noch immer weit verbreitet. Wie weit dieser Begriff gehen konnte, gerade in rechtskonservativen Kreisen, sieht man an dem Veröffentlichungsorgan und dem Titel des Traktats eines Mitgliedes der *Ligue Anti-Allemagne* in der *Revue Antiallemande*, welches hieß: „Der Begriff ‚Boches‘ ist für einen Franzosen beleidigend aber er kann nicht für einen naturalisierten Franzosen beleidigend sein“.<sup>34</sup> Nicht nur naturalisierte „ethnisch“ Deutsche und deutsche Staatsbürger hatten somit potenziell unter dieser Bezeichnung zu leiden, sondern auch Personen, die aufgrund anderer Merkmale als „ethnisch“ deutsch bezeichnet wurden, wie der Elsässer Lucien Baumann.<sup>35</sup> Ähnlich wie in Großbritannien konnten auch klar „ethnisch“ französische Bürger in diese Kategorie eingeordnet werden, hatten sie Kontakte mit „ethnisch“ Deutschen oder nach Deutschland. Sie er-

<sup>30</sup> Brief des französischen Consul Général in Köln und Mainz an das Innenministerium 19.07. 1920, Archives Nationale de France, Paris F/7/15168.

<sup>31</sup> Brief des französischen Consul Général, F/7/15168.

<sup>32</sup> Schor, *Opinion*, 72–73.

<sup>33</sup> Edmond Benoit-Lévy, „La Barbarie Allemande“, *La France Nouvelle*, 3:3 (1919), 70.

<sup>34</sup> „Le mot ‚boches‘ est injurieux pour un Français, mais il ne peut être injurieux pour un naturalisé“, *Revue Antiallemande. Organe Mensuel de Défense des Intérêts Économique Français & Coloniaux*, 54 (1919), 10.

<sup>35</sup> Pierre Rionne, „Un démenti de la Banque Ullmann“, *La Lanterne*, 6. April 1919, 1.

hielten auch noch bis in die 1920er Jahre hinein das Stigma des „bochophilen“ oder „emboché“.<sup>36</sup> Die weitgreifende und ausufernde Nutzung dieser Beleidigung zeigt noch einmal wie stark Ressentiments in Frankreich bis dahin verbreitet waren und wie präsent die Feindseligkeit der Kriegs- und Vorkriegszeit auch in der Nachkriegszeit noch war.

Die anderen Bedenken des Generalkonsulats, die strategischen, betrafen weniger die Sorgen um die Gemüter als um den Staats selbst: „Außerdem können Deutsche, denen es immer noch schwerfällt, ihre Arbeit auf unserem Staatsgebiet zu erreichen, auf diese Weise versuchen, eine gewisse schadhafte Propaganda zu betreiben und sogar ihre Spionagearbeit aus der Zeit vor dem Krieg wieder aufzunehmen.“<sup>37</sup> Hier, ähnlich wie bei der Rückhaltung der Internierten, wird ein Hauptmotivator für den französischen Umgang mit „ethnisch“ Deutschen und Deutschland sichtbar: Furcht. Dieser Motivator, der auch fast zwei Jahre nach dem Waffenstillstand noch immer dafür sorgte, dass Frankreich der Einreise von deutschen Staatsbürgern kritisch gegenüberstand.<sup>38</sup> Im Brief des Generalkonsuls wurde ein möglicher Kompromiss vorgeschlagen, nämlich die eigenständige Reise der Fordernden nach Deutschland und die eigenmächtige Anstellung einer deutschen Haushaltshilfe. Dass diese Option zugelassen wurde, zeigt deutlich, dass die erste Sorge des Generalkonsulats anscheinend nicht auf die oberen Schichten in Frankreich zutraf. Dort hatte sich, vielleicht auch gerade durch den direkten Kontakt mit den Menschen, eine antideutsche Haltung anscheinend nicht so festgesetzt. Dies wird zusätzlich durch die Erfahrungsberichte aus der Kriegszeit untermauert. So brachte die Familie des Hausmädchens Anna Vervier diese in ihrer Pariser Wohnung unter.<sup>39</sup> An anderer Stelle berichtete Vervier: „Eine Prinzessin d’Arenberg aus Paris gab sich alle Mühe, durch ihre guten Beziehungen die Befreiung der Erzieherin ihrer Kinder [sic] zu erwirken.“<sup>40</sup> Bestanden also gute Kontakte zur Oberschicht in Frankreich, konnte eine Rückkehr zur Arbeit auch eine Rückkehr nach Frankreich ermöglichen. Wenn also von antideutschen Ressentiments gesprochen wird, ist es notwendig, dieses französische Weltbürgertum nicht aus dem Sinn zu verlieren.

Dieses Weltbürgertum war auf der anderen Seite des Rheins allerdings nicht zwingend hilfreich und auch Kontakte in die oberen Schichten waren kein Garant für eine zügige Rückkehr. Selbst Harry Graf Kessler, geboren in Paris und selbst Teil einer internationalen Elite mit einer englischen Mutter und einem deutschen

<sup>36</sup> Alfred Oulman, „L’Allemagne sera bientôt prête“, *L’Oued-Sahel*, 13. Dezember 1923, 1.

<sup>37</sup> Brief des französischen Consul Général, F/7/15168.

<sup>38</sup> Pawley, *Rhine*, 15–17.

<sup>39</sup> Vervier, *Périgueux*, 6.

<sup>40</sup> Vervier, *Périgueux*, 10.

Vater, kämpfte um seine Rückkehr, nachdem er den Krieg in Deutschland verbracht hatte.<sup>41</sup> Trotz aller Verbindungen war er nicht in der Lage, seine Mutter vor ihrem Tod im September 1919 wiederzusehen.<sup>42</sup> Tatsächlich würde es noch zwei weitere Jahre dauern, bis er wieder französischen Boden betreten konnte.<sup>43</sup> Bis dahin war Kessler Mitglied der DDP, er war dem pazifistischen Bund Neues Vaterland und zahlreichen weiteren Organisationen beigetreten und in der Zwischenzeit in ihren Diensten von Königsberg bis Rom gereist.<sup>44</sup> Sein neues Leben in Deutschland und seine Reisen durch Europa im Blick, konnte Kessler nicht umhin, seine Rückkehr wie folgt zu beschreiben:

Früh in Paris an [sic], das ich am Dienstag vor dem Kriege, am 28. Juli 1914, verlassen hatte. Wilma und die Kinder an der Bahn. Merkwürdig, wie sieben so furchtbare Jahre für den unmittelbaren Eindruck (das heißt den nicht reflektierten) so vollkommen ausgelöscht sein können! Ich empfand, als ob ich wie früher von einer kurzen Abwesenheit zum Altgewohnten zurückkehrte. Nur die Menschen sind etwas düsterer, unfreundlicher geworden, wenn mich mein erster Eindruck nicht täuscht.<sup>45</sup>

Kessler schreibt hier selbstreflektiert über den Unterschied seiner Erfahrung und seines Erlebens, was noch einmal klar macht, wie stark retrospektive Erfahrungen einen Eindruck prägen konnten. So waren die sieben Jahre nicht spurlos an ihm vorbeigegangen, ja gerade die Abwesenheit ihres Einflusses auf seine Wahrnehmung war das faszinierende für ihn. Kessler war nun endlich wieder in Frankreich und fühlte sich, als wäre er bis auf ein paar Unterschiede nie weg gewesen. Im Kontext der antideutschen Stimmung, die eher außerhalb der oberen Schichten sichtbar war, ist diese Einschätzung nicht verwunderlich. Andere, die vor ihm wieder nach Frankreich gereist waren und nicht potenziell zu den reichen Kreisen gehörten, empfanden ihr Umfeld anders.

Nachdem sie den Autoren Yvan Goll geheiratet hatte, war Claire Stauder ab 1919 in Paris ansässig. Yvan, der aus dem französischsprachigen Teil Lothringens kam, hatte Claire ohne größere Probleme mitnehmen können, was erneut den vergeschlechtlichten Umgang mit „ethnisch“ Deutschen im Kontext einer eher unterwürfigen Frau untermauert. Claire Stauder, nun Claire Goll, nahm sich dieser Vorstellung auf jeden Fall selbst an, was ihr nachträglich Kritik wegen Misogynie ein-

---

<sup>41</sup> Grupp, „Kessler“, 295–296.

<sup>42</sup> Kessler, *Tagebücher*, 201–202.

<sup>43</sup> Kessler, *Tagebücher*, 261.

<sup>44</sup> Grupp, „Kessler“, 296.

<sup>45</sup> Kessler, *Tagebücher*, 261.

brachte.<sup>46</sup> Allerdings nutzte sie auch ihre Stellung um weitere „ethnisch“ Deutsche zur Migration nach Frankreich zu bewegen, wie in ihrem Briefwechsel mit Rainer-Maria Rilke deutlich wird. Während der österreichische Rilke versuchte, einen tschechoslowakischen Pass für die Einreise zu erlangen, machte ihm Goll 1920 Mut und schrieb: „Paßschwierigkeiten keine mehr, wir haben schon deutsche Freunde hier. Und Briefe werden nur im taktvollen Deutschland geöffnet.“<sup>47</sup> Anscheinend hatte Claire Goll eine andere Erfahrung als Harry Graf Kessler und deutsche Arbeiter gemacht, was die Einreise nach Frankreich betraf. Ihr Aufenthalt selbst jedoch war auch nicht ohne Probleme. So hatte sie im Dezember 1919 noch „Paris erwürgt mich. Paris geht unter“ geschrieben, auch wenn diese Gefühle sich bis zum April wieder gelegt hatten.<sup>48</sup> Und auch im Briefverkehr wurden immer wieder Probleme wie Geld angesprochen, die eine Einreise erschweren: „Deutsches Geld kommt natürlich nicht in Frage. Auch ich habe deutsches Geld, das ich mir gar nicht kommen lasse.“<sup>49</sup> Rilke blieb zögerlich und trotz Golls Rat und gutem Zureden brauchte er noch bis 1924, um nach Frankreich zurückzukehren.

Die facettenreichen Erfahrungen der Schwierigkeiten, die eine Rückkehr nach Frankreich mit sich brachten, ja, sie sogar unmöglich erscheinen ließen, betraf auch jene, die vormals in Frankreich gelebt hatten und nun das Gefühl mit sich trugen, nicht mehr zurückkehren zu können. Der Autor Franz Hessel beispielsweise schien von diesen Aussichten auch in seinem Leben in Deutschland betroffen, ein anonymer Autor schrieb 1922 über ihn:

Franz Hessel hat lang in Paris gelebt und hat Heimweh danach. Ich treffe ihn gestern in München, es scheint die Sonne. Aber er hat den Regenschirm aufgespannt und die Hosen aufgekrempt. Warum denn, Herr Hessel? „Es regnet in Paris“, sagt er.<sup>50</sup>

Auch wenn diese Glosse eher eine humoristische Übertreibung darstellte, bezog sie sich doch eindeutig auf Hessels fortlaufende emotionale Verbindung nach Frankreich. Hessel würde erst 1938 als Flüchtling nach Paris zurückkehren, 24 Jahre nachdem er das Land verlassen hatte. Diese ungebrochene Liebe zu Frankreich, besonders zu Paris, war in den gehobeneren Schichten Deutschlands nicht unge-

**46** Für Golls Meinung über Gender, siehe: Margaret Littler, „Madness, Misogyny and the Feminine in Aesthetic Modernism: Unica Zürn and Claire Goll“ in, *Yvan Goll – Claire Goll. Texts and Contexts*, editiert von Eric Robertson and Robert Vilain (Amsterdam: Rodopi, 1997), 153–174.

**47** Hesse, *Briefwechsel*, 30.

**48** Maragaret Littler, „Madness, Misogyny and the Feminine in Aesthetic Modernism. Unica Zürn and Claire Goll“, in Eric Robertson und Robert Vilain (Hg.), *Yvan Goll – Claire Goll. Texts and Contexts* (Amsterdam: Rodopi, 1997), 153–174.

**49** Hesse, *Briefwechsel*, 29.

**50** „Treue“, *Das Tage-buch*, 3:17 (1922), 667.

wöhnlich, wie man bereits an Harry Graf Kessler gesehen hat. Sie war in der Tat so weit entwickelt, dass Ivan Goll nicht umhin konnte, etwas herablassend zu notieren:

Der Deutsche liebt Paris wie ein grüner Student eine dreißigjährige Kokotte: er wird sie nie-mals kennen. Kein deutscher Dichter (außer Heine) von den wenigen, die überhaupt über Paris zu schreiben gewagt haben (wie Rilke, Schickele), hat das Wesentliche: Ihre Laster, wissen wollen. Das ist immerhin galant von Seiten der Barbaren.<sup>51</sup>

Golls Einschätzung nach, war die Liebe der Deutschen zu Paris weder gleichwertig noch erwidert. Mit einem Augenzwinkern stellte er die Galanterie ihrer Naivität dem Bild der Barbarei gegenüber, die in der Anti-Deutschen Kriegspropaganda während des Krieges vorherrschte. So brach er das starre Bild der Kriegspropaganda auf, wenn auch mit einem Stich gegenüber Paris und seinen deutschen Verehrern. Eine Kluft zwischen Deutschland, „ethnisch“ Deutschen und Frankreich blieb offensichtlich und in den Augen vieler praktisch unüberwindbar. Daher entschieden sich auch einige „ethnisch“ Deutsche in der Weimarer Republik zu verbleiben und diese Kluft für sich zu nutzen.

Durch ihre Erfahrungen in Frankreich, wie bereits gezeigt, konnten sie in Deutschland ihre Karriere ausbauen. So war Französisch als Unterrichtssprache etwas, womit man auch in Zeitungen warb:

Franz. Unterricht ert. Deutsche, die längere Zeit in Frankreich gelebt hat. Leibnizstr. 35, G.-H. bei Müller<sup>52</sup>

Deutsche Dame, die lange in Frankreich gelebt [hat], wünscht noch einige frz. Unterhal-tungsstunden zu geben. M, H, bei Dr. Michow<sup>53</sup>

Ein Aufenthalt in Frankreich und somit eine Verbindung zu diesem Land war also, zumindest in den Augen der beiden Frauen, ein positives Merkmal im Deutschland der Nachkriegszeit. Auch negative Erfahrungen konnten vermarktet werden. So nutzte Victor Auburtin, zurück in Deutschland, seine Erfahrungen um seine antifranzösischen Artikel mit einer Aura des Fachwissens zu umgeben: „Uns ist be-kannt, daß der Amerikaner täglich mindestens ein Bad nimmt und ebenso weiß jeder, der in Paris gelebt hat, daß der Franzose der modernen Erfindung des Wa-schens mit einer gewissen Res[tskepsis] gegenübersteht.“<sup>54</sup> Auch sein Erfahrungs-bericht, der bereits antifranzösische Neigungen offenbarte, wurde immer wieder in Zeiten der Krise vermarktet. Seine Erfahrung in französischer Internierung

<sup>51</sup> Yvan Goll, „Pariser Tagebuch“, *Das Tage-Buch*, 1:4 (1920), 138.

<sup>52</sup> „Unterricht. Pension“, *Berliner Tageblatt*, 12. März 1919, 12.

<sup>53</sup> „Unterricht“, *Hamburgischer Correspondent*, 6. Februar 1916, 12.

<sup>54</sup> Victor Auburtin, „Verstimmungen“, *Berliner Tageblatt*, 22. Juli 1919, 2.

wurde regelmäßig vom *Berliner Tageblatt* als Einblick in den französischen Charakter vermarktet:

Wer begreifen will, was heute im Westen Deutschlands vor sich geht, der lese dieses erschütternde glanzvoll geschriebene kleine Kunstwerk<sup>55</sup>

Jetzt wieder Hochaktuell! Wie verbladete Leidenschaft sehr viele Franzosen zu einer Haltung hinriss, die allen Geboten der Zivilisation widerspricht<sup>56</sup>

Die Werbungen, die nicht zufälligerweise in der Zeitung geschaltet wurden, für die Auburtin auch schrieb, fielen beide zeitlich in die französische Besetzung des Ruhrgebiets und nutzten diese Entwicklung auch offensichtlich um den Verkauf des Buches voranzutreiben. Auburtin war allerdings nicht der einzige, der sich dieser Methoden bediente. Zwar wurde kein Name genannt, doch wendete auch dieser anonyme Schreiber die gleiche Methode an, um seine negative Darstellung Frankreichs zu untermauern:

Liberté, Egalité, Fraternité. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Wir, die wir jahrelang in Frankreich gelebt haben, wissen daß diese Forderung in der französischen Republik bis heute nicht durchgeführt worden ist, weil sie an sich eben undurchführbar ist. Aber die Franzosen lieben wie mancher unsrer Machthaber die Phrase, und wäre sie noch so gedankenlos.<sup>57</sup>

Wer also in Frankreich gelebt hatte, war in Deutschland nicht zwingend negativ konnotiert, sondern konnte seine Erfahrungen nutzen, um ein besseres Verständnis des Nachbarlandes, seiner Kultur und seiner Sprache zu reklamieren. Insofern waren die Verbindungen nach Frankreich auch für jene nicht vollkommen zerstört, die nicht zurückkehrten.

Die nur langsam auftauenden Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich taten ihr Übriges, eine deutsche Migration nach Frankreich in größerem Rahmen aufzuhalten. Doch tauten sie auf und Befürchtungen gegenüber „ethnisch“ Deutsche nahmen zunehmend ab. Ja, 1924 hatten sie sich sogar fast ins Gegenteil gekehrt, beschwerte sich der Autor Stefan Großmann einerseits über die antifranzösische Stimmung in Deutschland und beschrieb andererseits die Stimmung in Frankreich wie folgt:

Werden denn nicht wenigstens die Deutschen beschimpft? Ich habe nirgendwo, weder in den Zeitungen noch in den Versammlungen, weder in Cabarets, noch in Revuen eine Beschimpfung der Deutschen gehört. Natürlich sagt man dann und wann „boche“, aber das Wort hat seinen Haß-Gehalt verloren, es ist ausgeraucht. Dafür habe ich in Gesprächen wie-

<sup>55</sup> „Was ich in Frankreich erlebte- Anzeige“, *Berliner Volkszeitung* 9. Mai 1923, 4.

<sup>56</sup> „Jetzt wieder Hochaktuell! – Anzeige“, *Berliner Volkszeitung*, 17. April 1923.

<sup>57</sup> „Bunte Ecke – Egalité“, *Neue Hamburger Zeitung*, 11. Februar 1919, 5.

derholt von „le Fritz“ reden gehört. „Le Fritz“ – das ist der Preuße, den man im Kriege kennen gelernt hat und der eigentlich ein leidlicher Kerl war, gutmütig trotz äußerer Barschheit. „Le Fritz“, das enthält ein bisschen Wohlwollen mit einem unausgesprochenen Seufzer. So ist er eben!... Auch in den Zeitungen bis knapp vor dem Wahltag, fand ich keine Schmähung Deutscher. Freilich ist die politische Gleichgültigkeit sehr groß geworden; [...] Es gibt keine Invectiven [sic] gegen die Deutschen. In allen Restaurants, im Metro, im Theater kann man ruhig deutsch sprechen. Niemand stört einen. Niemand kümmert sich um einen.<sup>58</sup>

Selbst die Bezeichnung Boche hatte laut Großmann zu diesem Zeitpunkt ihren Biss verloren. Auch spielte in die Wahrnehmung das Bild Deutschlands in Frankreich mit hinein, wie Großmann fortführte:

Doch irgendwo sah ich einen Deutschen auf der Bühne. In der großen Revue der „Folie bergères“. Wie steht dort der repräsentative Deutsche? ... Caligari. Ein kleines, verhutzeltes Männchen. Das war der Deutsche. Er führte die bis auf die Brustwarzen entkleideten Göttinnen des Coco, will sagen: Cocain, und des Morpho, will sagen: Morphin mit sich; ohne Cocain kann er nicht leben, der Deutsche, wie ihn die Folies bergères zeigen.<sup>59</sup>

Der Geist von Locarno hatte begonnen, seine Spuren in Frankreich zu hinterlassen. Auch die politischen Umstände in Frankreich hatten begonnen, sich zu verändern. Die Krise und damit einhergehende Abwahl Poincarés im Angesicht einer deutschlandfreundlicheren Mitte-Links Koalition hatte auch den französischen Ton gegenüber Deutschland versöhnlicher werden lassen. Dass sich diese *Détente* fortsetzen und Auswirkungen auf die „ethnisch“ deutsche *Community* haben würde, wird an der protestantischen Kirche in Paris sichtbar, die 1925 an einen deutschen Träger zurückgegeben und wiedereröffnet wurde. Julie M Powell analysierte die Entwicklung in Frankreich wie folgt:

Ab 1924 hatte sich der meiste Staub des Krieges gelegt und die Franzosen gewöhnten sich vorsichtig an die neuen Beziehungen mit der Welt um sie herum. Fantasien einer französischen Isolation und eines Essentialismus hatten sich als unhaltbar herausgestellt während ausländische Arbeiter in die französische Metropole migrierten, das französische Empire bewegte sich in das Zentrum der Kultur und eine Annäherung an Deutschland wurde eine mögliche, tatsächlich sogar erstrebenswerte Realität.<sup>60</sup>

Und tatsächlich lässt sich dieser von Powell beschriebene Trend nicht nur über das Selbstbild verifizieren. So veröffentlichte das französische Amt für Statistik einen Zeitstrahl der Naturalisierungen und Ausländer in Frankreich, wenn auch

<sup>58</sup> Grossmann, „Wahlbilder“, 656–657.

<sup>59</sup> Grossmann, „Wahlbilder“, 657–658.

<sup>60</sup> Julie M. Powell „About-Face. Gender, Disfigurement and the Politics of French Reconstruction 1918–24“, *Gender & History* 28:3 (2016), 605.

erst 1942 unter nationalsozialistischer Besatzung. Bernard Laguerre hat daher gerade im Kontext der Denaturalisierung die Zahlen aufgrund ihres Entstehungsdatums als unhaltbar zurückgewiesen.<sup>61</sup> Doch selbst Laguerre musste gestehen, dass diese Zahlen nicht zwingend erfunden oder falsch waren. Diverse Zahlen waren bereits vor der Besatzung entstanden und mussten daher nicht ausgedacht werden. Wird vorsichtig mit den Zahlen verfahren, so können sie doch einen Trend offenlegen: Naturalisierungen deutscher Staatsbürger wurden ab 1920 wieder aufgelistet und hatten bis 1922 ihr Vorkriegslevel erreicht.<sup>62</sup> Nach diesem Jahr wird eine klare Eingrenzung schwieriger, da sich ab 1923 Elsässer mit deutscher Staatsbürgerschaft naturalisieren lassen konnten und mit in die Statistik eingingen. Daher waren die Zahlen der Jahre 1925 und 1926 deutlich höher als vorher, weisen aber nicht zwingend auf eine Migrationsbewegung hin. Der Trend zu mehr Naturalisierungen vor 1923 zeigt auf jeden Fall, dass einige deutsche Staatsbürger es versuchten und schafften, so schnell als möglich eine französische Staatsbürgerschaft zu erhalten.

Die steigenden Zahlen an deutschen Staatsbürgern in Frankreich zwischen 1921 und 1926 weisen ebenfalls in diese Richtung. Waren 1921 noch ein paar tausend gelistet, waren es 1926 bereits über dreißigtausend.<sup>63</sup> Dies würde auf eine steigende Migration hindeuten, allerdings ist auch hier nicht klar, ob Elsässer, die noch eine deutsche Staatsbürgerschaft besaßen, ebenfalls mitgezählt wurden. Trotz alledem und im Kontext der Definition von „ethnisch“ deutsch, war die Zahl dieser in Frankreich kontinuierlich gewachsen. Unter welchen Umständen dies geschah und welche Personen sich naturalisieren ließen oder migrierten, geht aus den Zahlen nicht hervor. Doch selbst wenn die Zahlen problematisch sind und keine genaueren Rückschlüsse zulassen, bekräftigen sie dennoch die Entwicklung zur *Détente*, die an anderen Stellen sichtbar wurde. Bis es zu dieser *Détente* kam, war die Situation der „ethnisch“ deutschen *Community* aber alles andere als einfach oder besser ausgedrückt: Bis 1924 konnte eine „ethnisch“ deutsche *Community* nicht existieren, geschweige denn wiederaufgebaut werden.

---

<sup>61</sup> Bernard Laguerre, „Les dénaturalisés de Vichy 1940–1944“, *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*, 20 (1988), 7.

<sup>62</sup> Depoid, *Naturalisations*, 29.

<sup>63</sup> Depoid, *Naturalisations*, 75, 77.

## 8.2 Die Probleme der Rekonstruktion einer Community bis 1924

Als Stefan Grossmann nun 1924 durch Paris lief und sich umschaute, fiel ihm eine weitere Entwicklung auf, die die deutsch-französischen Verhältnisse in Frankreich bebilderte. In seinem Text für das *Tagebuch* ließ er diese Beobachtung einfließen: „Freilich, es gibt nur in einigen Kiosken auf den Boulevards ziemlich versteckt deutsche Zeitungen zu sehen, in keinem Laden ist die alte Tafel: ‚Man spricht deutsch‘ wieder zum Vorschein gekommen. Wir sind einfach nicht da...“<sup>64</sup> Es waren schlicht keine „ethnisch“ Deutschen mehr sichtbar in Paris. Hierfür könnte in Teilen genau die vormalige Befürchtung der Regierung gesorgt haben. So wurden wenig deutsche Staatsbürger ins Land gelassen und waren wenige „ethnisch“ Deutsche in Frankreich, konnten diese das Straßenbild nicht verändern, wurden also somit als geringere Gefahr im eigenen Land wahrgenommen. Zumal wenn die „ethnisch“ Deutschen, die nach Frankreich einreisten, frankophil oder reich genug waren um die Restriktionen zu überwinden wie Kessler und Goll. Aber gerade letzteres war nicht zwingend der Fall. Die negative Einstellung war reziprok und außerhalb politisch linker Kreise auch in Deutschland noch präsent.<sup>65</sup> So kam es, dass nicht nur jene, die in Deutschland geblieben waren, antifranzösische Einstellungen haben konnten. Auch jene, die nach dem Krieg nach Frankreich zogen, konnten solche Einstellungen mitbringen. Stefan Grossmann beschwerte sich hierzu im gleichen Jahr bitterlich über seine deutschen Kollegen:

Uebrigens ist Frankreich über deutsche Vorgänge hundertmal besser unterrichtet als wir über französische. Unsere amtliche Vertretung in Paris; zum Teil abgebaut, zum Teil schwer überbürdet, ist allzu klein. Unsere Journalisten sind, fast alle, noch mit Frankreich „böse“, meiden Kammer, Quai d'Orsay und Redaktionen, sind stolz auf ihre charaktervolle Zurückgezogenheit und erfahren nichts.<sup>66</sup>

So war laut Grossmann auch in Frankreich noch eine antifranzösische Stimmung unter den deutschen Journalisten präsent. Ihr Umgang mit den französischen Regierungseinrichtungen war ebenfalls eher stümperhaft und die amtliche Vertretung konnte hierbei nicht helfen. Gerade die Botschaft, die sich auch aktiv für die

<sup>64</sup> Grossmann, „Wahlbilder“, 657.

<sup>65</sup> Peter Friedmann, „Das Frankreichbild der Zwischenkriegszeit in ausgewählten Organen der Deutschen Arbeiterpresse“, *Francia*, 17:3 (1990), 55; Thomas Lange, „Zwischen Gott und Teufel. Das Frankreichbild deutscher Schriftsteller im französischen Exil“, in Dietrich Harth (Hrsg.), *Fiktion des Fremden. Erkundung kultureller Grenzen in Literatur und Publizistik* (Frankfurt: Fischer, 1994), 85.

<sup>66</sup> Stefan Grossmann, „Stremann, von Paris aus gesehen“, *Das Tage-Buch*, 4:20 (1924), 695.

Belange der „ethnisch“ Deutschen in Frankreich vor dem Krieg eingesetzt und Teil des Netzwerkes aufrechterhalten hatte. Grossmann übertrieb nicht, als er diese als zu klein und überbürdet beschrieb, denn die Botschaft hatte schon 1924 eine lange Nachkriegsgeschichte hinter sich.

Im Januar 1920, etwas über ein Jahr nach dem Waffenstillstand, war Wilhelm Mayer, ein katholisch konservatives Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, zum deutschen Botschafter in der wiedereröffneten deutschen Botschaft in Paris ernannt worden.<sup>67</sup> Die folgenden drei Jahre seiner Amtszeit würden sich als schwierig erweisen. Im gleichen Zeitraum war auch eine separate Friedensdelegation zur Verhandlung der Reparationszahlungsfragen zusammengestellt worden.<sup>68</sup> Botschafter Mayer nun, hatte die Aufgabe des Mittelsmannes zwischen einem deutschen Außenministerium mit radikalen Reparationsgegnern wie Carl von Schubert und einer französischen Regierung, die aktiv unter der Losung „Le boches paiera“ agierte.<sup>69</sup> Die Koordination der deutschen Unterhändler war, so Conan Fischer, nicht einfach: „Deutsche Unterhändler schienen nicht fähig zu entscheiden, ob sie eine ungebeugte große Macht vertraten, ein reumütiges, liberalisiertes Deutschland oder schlicht ein mittelloses, hungerndes Land, das Essen und Rohmaterial für sein Überleben benötigte.“<sup>70</sup> Diese Inkohärenz und verschiedenen Stimmen innerhalb der deutschen Außenpolitik bezüglich der Reparationen war schwer zu navigieren und nötigte Mayer regelmäßig dazu, gegen das Außenministerium in Berlin zu agieren. Bereits 1920 musste er Berlin davon abhalten, die Friedensdelegation vor Anfang 1921 aufzulösen, denn, so argumentierte er, die Botschaft war zu diesem Zeitpunkt schlichtweg nicht in der Lage die Arbeit der Delegation zu übernehmen.<sup>71</sup> Die Friedenskonferenz in London 1921 war ebenfalls von Fehlkommunikationen geplagt, beschwerte sich Mayer über die unklaren Aufgaben und daraus folgenden Konflikte:

Ich hoffe, dass Euer Hochwohlgeboren hiernach erkennen werden, dass ich genau instruktionsgemäß gehandelt habe, dass es aber andererseits bedauerlich ist, dass während der zw

---

**67** Reichsminister des Auswärtigen Müller. 20 Januar 1920, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

**68** Interner Bericht „Zur Frage der Vereinigung der Friedensdelegation mit der Botschaft“, Paris, 1920, in Institut für Zeitgeschichte, München, ED 367 Vol. 5.

**69** Peter Krüger, „Carl von Schubert und die deutsch-französischen Beziehungen“, in Stephen Schuker (Hrsg.), *Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit 1914–1963* (München: Oldenbourg, 2000), 77–78.

**70** Conan Fischer, *The Ruhr-Crisis 1923–1924* (Oxford: Oxford University Press, 2003), 7.

**71** (Erlass v. 4.VI.20), Mai 1920, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367, Ad Nr. ICH 5163; „Auf den Erlass vom 13 August 1921“, 21.08.1921, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

schen der Londoner und der hiesigen Demarche liegenden Zwischenzeit von einer Woche nichts geschehen ist um den Auftrag vom 7. Januar zu annullieren.<sup>72</sup>

Als wären die Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Berlin, Paris und London nicht bereits genug gewesen, um die Botschaft von ihrer Hilfe für „ethnisch“ Deutsche in Frankreich abzuhalten, kollidierten die bereits bestehenden Probleme darüber hinaus noch mit den hartnäckigen antideutschen Ressentiments in Frankreich.

In dieser Hinsicht beschwerte sich vor allem der Botschaftsangestellte und Ökonom Gottfried Zoepfl in einem privaten Memorandum von 1920 über die kühle Haltung der französischen Regierungsorgane auf der einen Seite und die Ansprüche Berlins auf der anderen: „Von einer Unterstützung der Behörden, Bibliotheken und dergleichen ist bei unserer Tätigkeit überhaupt nicht die Rede. Trotzdem kommen von Tag zu Tag auch von behördlicher Seite aus Deutschland immer größere Ansprüche an Information“.<sup>73</sup> Diese problematische Gemengelage und ihre Auswirkungen auf die Botschaft werden durch den Fakt veranschaulicht, dass die Botschaft bis 1921 genötigt war, ihre Mittel in einem Tresor vor Ort zu lagern statt ein Konto bei einer französischen Bank zu eröffnen.<sup>74</sup> Auch die Wiedereröffnung „ethnisch“ deutscher Einrichtungen erwies sich als äußerst schwierig und zeitintensiv. Mit gemeinsamem Einsatz versuchte die Botschaft, der schwedische Erzbischof, das *New York Federation Council of the Church of America* und die evangelische Gemeinde seit 1920 vergeblich, die Regierung Poincarés davon zu überzeugen, die evangelische Kirche zurückzuerhalten.<sup>75</sup> 1921 wurde darüber hinaus das Mobiliar seitens der französischen Regierung verkauft und auch ein Verkauf der Kirche wurde in Betracht gezogen.<sup>76</sup> Jedwede Form „ethnisch“ deutschen Lebens in Frankreich wurde bis 1924 als Gefahr angesehen, die es zu unterdrücken galt, und darunter fiel auch die deutsche Kirche.<sup>77</sup> Erst 1925 würde die Kirche wiedereröffnen. Zwar teilte Mayer auch französische Meinungen mit Berlin, doch nahmen die Reparationsdebatten einen solch großen Raum ein, dass trotz der Existenz der

---

<sup>72</sup> Wilhelm Mayers Brief an den Außenminister Simon 18.01.1921 Paris, Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

<sup>73</sup> Gottfried Zoepfl „Die Tätigkeit der ‚Wirtschaftlichen Abteilung‘ im ersten Vierteljahr ihres Bestehens“, 19.10.1920, 4, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

<sup>74</sup> „Auf den Erlass vom 13 August 1921“, 21.08.1921, 2, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

<sup>75</sup> Recke, *Fluctuat*, 82–83.

<sup>76</sup> Recke, *Fluctuat*, 82–83.

<sup>77</sup> Marie-Michèle Doucet, „L’opposition des pacifistes françaises à l’occupation de la Ruhr (1923–1925)“, *La contemporaine* 3:129–130 (2018), 48.

Friedensdelegation kaum Platz für andere Informationen übrig blieb.<sup>78</sup> Die Botschaft war funktional überlastet in einer komplexen Lage. In seinem Bericht über den Finanz- und Handelssektor, den die Botschaft ebenfalls betreute, beschwerte sich Zoepfle darüber hinaus noch über die akkute Unterbesetzung im Vergleich zu den Aufgaben, die die Botschaft zu bearbeiten hatte:

Es bedarf wohl keiner Begründung, daß es für einen Mann schon einfach physisch unmöglich ist, täglich etwa 30 Handelsfragen gründlich zu beantworten und 20 mündliche Auskünfte. [...] Es ist eben zu beachten, daß in Frankreich noch nirgens [sic] deutsche Konsulate sind und daß die ganze sonst diesen zustehende wirtschaftliche Tätigkeit jetzt bei uns zusammenströmt.<sup>79</sup>

Zu diesen Schwierigkeiten, so Zoepfle, kam noch hinzu, dass die Botschaft sich nach ihrer Schließung diverse Kontakte erst wieder neu erschließen musste, während andere Botschaften auf bestehende Netzwerke und Kommunikationskanäle zugreifen konnten.<sup>80</sup> Darüber hinaus half auch der persönliche Charakter des Leiters Wilhelm Mayer der Situation nicht. Als deutsch-konservativer Anwalt hatte Mayer während des Krieges seine Plattform antifranzösisch ausgerichtet und war im Vorfeld mit den wirtschaftlichen Auswirkungen des Versailler Vertrags beauftragt gewesen.<sup>81</sup> Paul Koeppen beschrieb die Wirkung seines Charakters auf Frankreich wie folgt: „In Mayer erblickten sie – wie bei Brockdorff-Rantzaу zuvor in Versailles – eher den Protagonisten des alten Systems, denn den Hoffnungsträger für einen Neuanfang.“<sup>82</sup> Er verkörperte also selbst ungewollt die widersprüchliche Haltung der deutschen Außenpolitik.

So entsteht ein deutliches Bild aus den internen Dokumenten und Forschungsmeinungen: Die deutsche Botschaft der Nachkriegszeit war überfordert mit den neu zu errichtenden Strukturen, fehlenden Mitteln, dem politischen Minenfeld der deutsch-französischen Nachkriegsbeziehungen, dem politischen Chaos in Berlin und der antideutschen Einstellung vor Ort. Sie war daher nicht in der Lage, sich um die Belange existierender oder einreisender „ethnisch“ Deutscher in Frankreich zu kümmern. Die schwierigen Beziehungen stellten die Botschaft vor eine Kluft, die sie nicht überbrücken konnte. Passend zu dieser Entwicklung endete Mayers Amtszeit auf dem Höhepunkt der deutsch-französischen Konflikte um

**78** „Telegramm von Mayer an den Reichsminister im Auswärtigen Amt“, 06.12.1922, in Institut für Zeitgeschichte, München ED 367 Vol. 5.

**79** Gottfried Zoepfle, „Die Tätigkeit der ‚Wirtschaftlichen Abteilung‘“, ED 367 Vol. 5.

**80** Zoepfle, „Abteilung“.

**81** Paul Koeppen, *Die praktische Komponente deutscher Verständigungspolitik* (Bologna: Dissertation, 2013), 120–121.

**82** Koeppen, *Verständigungspolitik*, 122.

den Einmarsch ins Ruhrgebiet 1923. Er wurde als Akt des Protests seitens der deutschen Regierung abgezogen und durch Leopold von Hoesch ersetzt, der die folgenden acht Jahre und von 1932 bis 1936 im Amt bleiben würde.<sup>83</sup> Ähnlich wie in anderen Entwicklungen, kam mit der Ernennung Hoeschs eine Person an die Spitze der Botschaft, die auf eine eher positive Rezeption stieß. Bis dahin konnte von einer Unterstützung des Wiederaufbaus einer „ethnisch“ deutschen Community seitens der Botschaft nicht die Rede sein. Die Kluft, die sie zwischen Frankreich und Deutschland zu überbrücken versuchte, war noch zu groß. Sie hatte daher keine Kapazitäten, sich um die zu kümmern, die bereits im Land waren und ebenfalls dieser Kluft ausgesetzt waren. Für ein besseres Verständnis der Auswirkungen dieser Kluft auf die „ethnisch“ Deutschen vor Ort eignet sich eine zeitgenössische Geschichte von Claire Goll.

Die Novelle *Une Allemande à Paris* erschien 1924 zuerst auf Französisch.<sup>84</sup> Ob kulturelle Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich der Fokus der Geschichte sind, ist bislang umstritten.<sup>85</sup> Doch selbst wenn diese Beziehungen nicht der Kern der Geschichte waren, so spielten sie eine unübersehbare Rolle: Erika Wolff, eine junge Frau aus Süddeutschland, verliebt sich in den Franzosen Jaques Narval und kann doch nicht mit ihm zusammen sein. Schwanger mit seinem Kind zieht sie zurück nach Deutschland, wo das Neugeborene verstirbt. Mit dem toten Kind reist Erika nun nach Frankreich, um das Kind dort zu begraben und Goll lässt sie die „Erde Frankreichs [streicheln], mit der sie für immer vermählt war“.<sup>86</sup> Goll zeichnete in ihrem Roman also das Bild einer Frau, die zwischen verschiedenen Welten gefangen war und somit, so argumentiert Barske, auch ein Bild von sich selbst: „Claire Goll, wie ihre Protagonistin Erika, ist eine Deutsche in Paris. Die Fragen ihrer Identität beschäftigen sie: ist sie deutsch, ist sie französisch, oder sogar franko-deutsch oder deutsch-französisch? Es lässt sich sagen, dass Claire Goll diese Fragen in ihren Roman *Une Allemande à Paris* einfließen lässt.“<sup>87</sup> Auch Jörg Türschmann sieht autobiographische Elemente in der Geschichte, hatten doch die Au-

---

<sup>83</sup> Hajo Holborn, „Diplomats and Diplomacy in the Early Weimar Republic“, in Craig Gordon und Felix Gilbert (Hg.), *The Diplomats 1919–1939* (Princeton: Princeton University Press, 1981), 151.

<sup>84</sup> Claire Goll, Arsenik. *Deutsche in Paris*, ed. von Barbara Glauert-Hesse (Göttingen: Wallstein, 2005).

<sup>85</sup> Moritz Barske, „Une Allemande à Paris (1924/1927) par Claire Goll – Un roman dans l'esprit du ‚Locarno intellectuel‘“, *Synergies Pays germanophones*, 10 (2017), 135–136; Jörg Türschmann, „Claire Goll. Eine Deutsche in Paris“, in Elke Mettinger, Margarete Rubik und Jörg Türschmann (Hg.), *Rive Gauche. Paris as a Site of Avant-Garde Art and Cultural Exchange in the 1920s* (Amsterdam: Rodopi, 2007), 255–256.

<sup>86</sup> Goll, *Paris*, 264.

<sup>87</sup> Barske, „Paris“, 135–136.

torin und ihr Liebhaber starke Ähnlichkeiten zu den beiden Hauptfiguren.<sup>88</sup> Darüber hinaus wird die deutsch-französische Beziehung nicht nur in den Themen des Buches deutlich, sie wird auch von den Figuren selbst diskutiert. Bereits auf den ersten Seiten des Buches unterhält sich Erika mit einem Mr. Monnier über den Blick eines Deutschen auf Frankreich:

[Mr. Monnier] „Ja, ich weiß, Sie gehören zu jenen deutschen Idealisten, die sich einbilden, was französisch ist, sei edel.“

[Erika Wolff] „Gewiss, ich bewundere Ihre Landsleute. Sie haben eine Abscheu vor allem was niedrig ist. – Übrigens, glauben Sie mir, der starke Haß [sic] der Deutschen gegen die Franzosen wäre nicht möglich, wenn Sie sie nicht unterbewußt so tief bewunderten.“<sup>89</sup>

Diese Ansicht ähnelt auf unverkennbare Weise der eigenen Einstellung Golls, wie sie sie in ihren privaten Briefen schrieb: „Mir ist, als hätte ich bisher in der Provinz gelebt. Man sieht von hier bis Amerika, Japan...aber von Berlin aus höchstens bis Lichterfelde-West.“<sup>90</sup> Genau wie Claire Goll verliebte sich Erika Wolff in Paris, trotz des überwältigenden Charakters der Stadt. Allerdings ist Erika im Verlaufe des Buches nicht in der Lage, ihre deutsche Identität zu verlassen, ist der Abstand zwischen den zwei Gruppen, die sich als verschiedene Rassen verstehen, zu groß: „Aber wenn sich schon zwei gebildete Menschen dieser ewig gegensätzlichen Rassen nicht verschmelzen ließen, wie sollten es dann erst die zwei Völker!“<sup>91</sup>

Versuche, diese Kluft zu überbrücken werden in dem Buch als naiv oder unrealistisch offengelegt. Daher wird ihre deutsche Nationalität immer wieder in Zeiten des Konflikts hervorgebracht, sei es mit Paris selbst, ihrer Liebe zu Jaques oder mit Mr. Monnier. Auch der Krieg wird eindeutig als Grund für diese Kluft genannt:

Was wußte ihr Vater, der gute Professor Wolff, der zuhause einen „blökenden“ Pazifismus, wie die Franzosen sagten, dozierte, von den Vereinigten Staaten von Europa träumte und mit einigen ebenso braven französischen Kollegen Verbrüderungsbriefe austauschte von dieser jüngsten, unwirschen Generation [...] Überall rächte sich der Krieg an der neuen Jugend, aber in der geistreichsten Stadt der Welt am bittersten.<sup>92</sup>

Die Unmöglichkeit, diese Kluft zu überbrücken, wird letztendlich, so argumentiert Barske überzeugend, von Eriks und Jaques Kind personifiziert: „Ihr Kind, halb französisch, halb deutsch, stirbt als Symbol dieser Doppelidentität. Der Erfolg ei-

<sup>88</sup> Türschmann, „Paris“, 255–256.

<sup>89</sup> Goll, *Paris*, 183.

<sup>90</sup> Hesse, *Briefwechsel*, 198.

<sup>91</sup> Goll, *Paris*, 198.

<sup>92</sup> Goll, *Paris*, 198.

ner pazifistischen und dauerhaften deutsch-französischen Koexistenz scheint in der Zwischenkriegszeit unmöglich.<sup>93</sup> Durch Golls Briefe und ihre Geschichte wird deutlich, wie ambivalent das Leben in Paris als „ethnisch“ Deutsche in der Nachkriegszeit war. Die Stadt selbst zog Menschen mit dem Versprechen weltgewandter Kunst an, aber ging es um „ethnisch“ Deutsche, war die nationalistische oder sogar rassifizierte Tendenz noch merklich spürbar.

Die Probleme, gleichzeitig Frankreich zu lieben und mit den nur langsam abnehmenden Animositäten zurecht zu kommen, werden gerade an Claire Goll sichtbar. Die Liebe für Frankreich und Paris konnte nicht ohne Probleme, Schmerz und deutsch-französischen Konflikt ausgelebt werden. Der Krieg hatte Wunden hinterlassen, die nicht nur eine Normalität unmöglich machten, sondern auch einen Wiederaufbau der „ethnisch“ deutschen Community. Dies steht in einem klaren Unterschied zu Großbritannien, wo frühe und erfolgreiche Versuche, die Undurchlässigkeit der Kriegszeit zu überwinden, von beiden Seiten getätigt wurden. Es ist daher nicht überraschend, dass, wenn eine „ethnisch“ deutsche Community in Frankreich 1918 überhaupt noch existierte, diese, genau wie 1871, nur eine sporadische und verteilte Agglomeration ausgegrenzter Personen war. Nur in den höheren sozialen Schichten, ähnlich wie im Weltbürgertum vor 1918, wurde der Versuch einer *Détente* unternommen. Für den Rest blieb Antipathie und Indifferenz das Hauptmerkmal des Lebens für „ethnisch“ Deutsche in Frankreich, oder viel eher Paris. In diesem Amalgam verschiedener negativer Konnotationen, stand nun eine Gruppe genau zwischen den stillgelegten aber noch immer undurchdringlichen Fronten; sowohl kulturell als auch geographisch. Die Elsässer, die mit dem Ende des Krieges nun wieder ein Teil Frankreichs wurden, mussten ihre Position in vielen Teilen erst noch finden.

### 8.3 Die Erfahrung der elsässischen Bevölkerung nach 1918

Gerade aufgrund ihrer geographischen und kulturellen Position zwischen Deutschland und Frankreich stellt die Bevölkerung des Elsass ein gutes Beispiel für die Beziehung zwischen deutscher und französischer Nationalidentität dar. Da auch vor dem Krieg schon einige Elsässer in Frankreich gelebt hatten, hatten sie bereits länger eine Rolle im Zwischenraum der beiden Identitäten eingenommen. Gleichzeitig sahen sie sich auch mit dem Argument konfrontiert, und in einigen Fällen reproduzierten sie auch dieses, dass es diesen Zwischenraum nicht gäbe. War ihre Position in Frankreich auch schon während des Krieges wackelig gewe-

---

<sup>93</sup> Barske, „Paris“, 141–142.

sen, so galt dieser Balanceakt nun für eine ganze Region. Sie befanden sich noch stärker in einer schwierigen Position zwischen den beiden Identitäten. Denn waren die meisten Bewohner der Region vor und während des Krieges offiziell deutsch und Teil des deutschen Kaiserreichs gewesen, so können ihre Erfahrungen erst hier in der Nachkriegszeit stärker beleuchtet werden. Auch hat gerade das Elsass wegen dieser Stellung bislang innerhalb der Forschung viel Aufmerksamkeit erfahren, von der Erforschung kultureller Identität auf Grabsteinen, über Weinanbau bis hin zu generellem Regionalismus.<sup>94</sup> Doch ist es trotz der Fülle an Forschung immer noch sinnvoll, gerade hier auf diese Gruppe einzugehen, bietet sich ihre Stellung in der Nachkriegszeit für einen Vergleich zu anderen „ethnisch“ Deutschen in Frankreich an. Wie sich die Erfahrung der nationalen Identität als Person oder Gruppe und die generellen Entwicklungen der Nachkriegszeit auf sie auswirken würden, wird von Samuel Goodfellow gut zusammengefasst:

Drei imaginierte Darstellungen des Elsass entstanden – das Elsass als französisch, das Elsass als deutsch und das Elsass als einzigartig elsässisch. [...] In Wahrheit war das Elsass eine pluralistische Gesellschaft aus Protestanten, Katholiken und Juden und anhand von Stadt-Land, sprachlichen und Klassenunterschieden gespalten. In der Tat befeuerten lokale Antagonismen zwischen Klasse, Religion und Raum die Debatte um eine elsässische Identität.<sup>95</sup>

Elsässer mussten also in der Nachkriegszeit mit verschiedenen Vorstellungen ihrer Identität umgehen, sowohl von außerhalb als auch innerhalb des Elsass und selbst die externen Vorstellungen waren gegensätzlicher Natur. Während sowohl das deutsche Kaiserreich als auch die französische Republik die Region und Bevölkerung als ihnen zugehörig betrachteten, bestanden in beiden Ländern ein latentes Misstrauen gegenüber den Elsässern. Als Teil des deutschen Kaiserreichs wird dieses Misstrauen durch Vorfälle wie die Zabern-Affäre von 1913 sichtbar, auch wurden elsässische Soldaten an die Ostfront verlegt um potenzielle Meutereien zu verhindern.<sup>96</sup> In Frankreich wurde die Region zwar als verlorenes Kind willkommen geheißen, doch war sich die Regierung bewusst, dass 40 Jahre unter deutscher Herrschaft nicht spurlos an der Region vorbeigegangen waren und diese Spuren

---

<sup>94</sup> Siehe zum Beispiel: Katharina Vajta, „Gravestones speak – but in which language? Epitaphs as mirrors of language shifts and identities in Alsace“, *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 39:2 (2018), 137–154; Alison Carrol, „Wine Making and the Politics of Identity in Alsace. 1918–1939“, *Contemporary European History*, 29:4 (2020) 380–393.

<sup>95</sup> Samuel Goodfellow, „From Germany to France? Interwar Alsatian National Identity“, *French History*, 7:4 (1993), 450–451.

<sup>96</sup> Markus Evers, *Enttäuschte Hoffnungen und immenses Misstrauen. Altdeutsche Wahrnehmungen des Reichslandes Elsaß-Lothringen im Ersten Weltkrieg*, (Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016), 60–61, 141.

nach ihrem Verständnis beseitigt werden mussten.<sup>97</sup> Aus Sorge um potenziellem Widerstand wurde die Frankifizierung, also Maßnahmen einer kulturellen Angleichung an Frankreich, vorsichtig vorangetrieben, um die Übernahme des Elsass nicht wie eine militärische Besatzung wirken zu lassen.<sup>98</sup> Nichtsdestotrotz hatte sich das Elsass, im öffentlichen Bild Frankreichs, seit 1871 nach nichts anderem gesehnt als der Wiedervereinigung mit einem kulturell näheren Frankreich. Es gab ein Bewusstsein darum, dass die elsässische Bevölkerung dies vielleicht nicht so erfuhr, vor allem jene Elsässer mit stärkeren Verbindungen nach Deutschland und zu einer „ethnisch“ deutschen Identität. Allerdings war dieses Bewusstsein eher in den politischen Kreisen vorhanden als in der öffentlichen Wahrnehmung.<sup>99</sup> Hinzu kam, dass, trotz Problemen mit der deutschen Herrschaft über das Elsass, viele sich über die Jahre mit dieser Situation abgefunden hatten, zumal die Mehrheit der Bevölkerung bereits Deutsch oder einen deutschen Dialekt sprach.<sup>100</sup> Diese komplexe Beziehung zu beiden Identitäten würde nicht nur französische Maßnahmen im Elsass beeinflussen sondern auch die Erfahrung der Elsässer selbst.

Bereits die Maßnahmen der französischen Regierung nach Ende des Krieges waren rigoros. Personen, denen eine niedrige soziale Moral vorgeworfen wurde, die zu enge Verknüpfungen an Deutschland hatten oder beides, wurden „im Sinne der öffentlichen Hygiene“ deportiert.<sup>101</sup> Darüber hinaus wurde die verblieben Bevölkerung konsequent segregiert und wie schon während des Krieges anhand der wahrgenommenen Loyalität systematisch klassifiziert. Dafür wurden im Elsass nach 1918 Identifikationskarten mit den Buchstaben A bis D eingeführt, die den ethnischen Hintergrund der Person widerspiegeln sollten: A bekamen jene, deren Eltern aus dem Elsass kamen, solche mit einem französischen und einem deutschen Elternteil bekamen B, C bekamen Menschen mit einem neutralen Hintergrund und D bekamen eindeutig als Deutsch klassifizierte, ganz gleich ob nun beispielsweise sie oder ihre Eltern ins Elsass eingewandert waren.<sup>102</sup> Ein Artikel in *L'Attaque* behauptete, über die Spitznamen für die jeweiligen Klassifikationen die Reaktion der Bevölkerung ablesen zu können: „Die As werden auf Deutsch Ahnenbilder genannt, was ziemlich passend ist. Die Bs sind Bedauerliche. Die Cs sind Cat-

---

<sup>97</sup> Harvey, „Alsace“, 539.

<sup>98</sup> Elizabeth Vlossak, *Marianne or Germania? Nationalizing Women in Alsace, 1870–1946* (Oxford: Oxford University Press, 2010), 173.

<sup>99</sup> Goodfellow, „Identity“, 455.

<sup>100</sup> Dies hielt bis mindestens 1926 an. Siehe: Goodfellow, „Identity“, 455.

<sup>101</sup> Archives Départementales du Bas-Rhin AL 121 (900), zitiert aus: Harvey, „Alsace“, 547.

<sup>102</sup> Vlossak, *Marianne*, 211.

zen oder Katzen. Die Ds, zu guter Letzt, sind Dickwanstige.“<sup>103</sup> Auch wenn alle Bezeichnungen auf eine interessante und komplexe Hierarchie und Wahrnehmung im Elsass hindeuten, konzentrierte sich der Artikel weiter auf die Gruppe D und schloss: „Dieses letzte Qualifikationsmerkmal würde darauf hinweisen, dass alle Einwanderer an Gewicht zugelegt haben. Solange sie das Land ausbeuten...“<sup>104</sup> Den eindeutig antideutschen Ton dieser konservativen Zeitung und daher ihren verständlichen Fokus auf die deutschen Einwanderer im Sinn, wird doch selbst innerhalb dieser Aufzählung die Ambiguität der Klassifikation durch den Begriff der „Bedauerlichen“ deutlich.<sup>105</sup> Auch ist die Bezeichnung dickwanstig nicht unmöglich, war doch gerade im Kaiserreich während des Krieges die Diskussion um Kriegsgewinnler ähnlich gewesen.<sup>106</sup> Jene mit einem deutschen Elternteil waren zu bemitleiden. Diese Konnotation weicht von den Bildern ab, die von Kindern zweier Elternteile zweier unterschiedlicher Nationalitäten gezeichnet wurden. „Kinder des Feindes“, oft im Zusammenhang mit Vergewaltigung, als Personifikation einer nationalen Schande in Verbindung gebracht, wurden auf beiden Seiten im Rahmen der deutschen Besatzung in Frankreich während des Krieges und der französischen Besatzung des Rheinlandes nach dem Krieg immer wieder diskutiert.<sup>107</sup> Hierbei ist allerdings zu betonen, dass, obwohl beide Diskurse stark rassifiziert waren, der Blick in Deutschland gerade den Kindern von kolonialen Soldaten galt.<sup>108</sup>

Auch die generelle Erfahrung der Anwesenheit Frankreichs nach dem Krieg war komplex. So waren einige Elsässer nicht glücklich mit der Rückkehr der Franzosen, andere wiederum sehr glücklich. Diese Ambiguität konnte zu Frustration oder Wut führen, wie die Elsässerin Marie Hart in ihren Erinnerungen „Üs unser Franzosezit“ auf elsässisch über ihre Heimatstadt Bummernäh schrieb. Über den Nachbarort Dachsweiler schrieb sie: „Dort sin d' Lit g'hässig, denunziere un verleimde, verhöhne d' Ditsche uf offener Strooß, verzähle de Franzose wie se-n-unterdrückt sin wore, un die, wie am meischte von de Ditsche profitiert ham, die sin jetz d' gröschte Brueller.“<sup>109</sup>

---

**103** „Échos. A. B. C.D“, *L'Attaque*, 26. August 1919, 2.

**104** „Échos. A. B. C.D“, 26. August 1919, 2.

**105** „Échos. A. B. C.D“, 26. August 1919, 2.

**106** Wolfram Wette, „Reichstag und ‚Kriegsgewinnlerei‘ (1916–1918). Die Anfäge parlamentarischer Rüstungskontrolle in Deutschland“, *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, 2 (1948).

**107** Ruth Harris, „The ‚Child of the Barbarian‘. Rape, Race and Nationalism in France during the First World War“, *Past & Present*, 141:1 (1993).

**108** Julia Roos, „Racist Hysteria to Pragmatic Rapprochement? The German Debate about Rhenish ‚Occupation Children‘ 1920–30“, *Contemporary European History*, 22:2 (2013).

**109** Marie Hart, *Üs Unser Franzosezit*, 3. edn. (Stuttgart: Greiner & Pfeiffer, 1921), 6.

Auch in dem Tagebuch von Josephine und Clara Bohn findet sich die Erfahrung von pro-französischen Einstellungen als opportunistisch. Sie schrieben im Dezember 1918: „Abends gingen die Mädchen mit den Franzosen, genauso wie sie es mit den Deutschen getan hatten. Arm in Arm gingen die Pärchen ins Kino oder spazieren.“<sup>110</sup> Für die drei Elsässerinnen zeigte diese frankophile Einstellung schlicht die Undankbarkeit und Janusköpfigkeit gegenüber den vierzig Jahren als deutsches Reichsland. Bei Marie Hart wird allerdings auch noch die, von Samuel Goodfellow genannte, regionale Divergenz deutlich, beschwerte sie sich an dieser Stelle doch klar über die schlechten Eigenschaften des anderen Dorfes. Bummer-näh, so Hart, war wiederum gerade zu Kriegsbeginn pro-deutsch gewesen: „un wenn m'r zelemols en Abstimmung gemacht hätt, ze hätten achtzig Prozent von de Bummernäher for d' Ditschland g'stimmt“.<sup>111</sup> Einzig die Entbehrungen des Krieges hätten dazu geführt, dass „die zwanzig Prozent Franzosefriend liches Spiel g'het“.<sup>112</sup> So war, zumindest laut Hart, nicht nur die persönliche Einstellung gegenüber Frankreich von Wichtigkeit für die Erfahrung der Nachkriegszeit gewesen, sondern auch die Erfahrungen, die während des Krieges gemacht wurden. Ähnliches berichtete auch Marie B. aus Romersbach in ihrem Tagebuch 1919. Ihr Bruder war im Krieg für Deutschland gefallen und ihr Vater, der Prediger im Ort, war deutschnational eingestellt gewesen. Mit Ende des Krieges nun bekamen diese Aspekte ein Problem in der Gemeinschaft: „An neuen Feiertagen, z. B. einer Jean d'Arc-Feier, musste er diese auch in der Predigt ertragen und sah zu seinem Erstarren eine Reihe katholischer Gemeinderäte in seiner Kirche, die jedes seiner Worte prüften. Natürlich kannten sie alle von früher seine Liebe zu Deutschland u. befragten ihn darüber wieder.“<sup>113</sup> Die Frankifizierung beschrieb sie persönlich als Angriff auf ihre Familie und als Lüge:

Eines Tages wurde eines der Kriegsehrenmale beschlossen, und wir erfuhren, daß auch der Name meines Bruders Theo darauf stehen sollte, wie der aller Rombacher, ob sie nun auf deutscher oder französischer Seite gefallen waren. Aber die Inschrift lautete, dem Sinne nach, etwa so „Gefallen für Frankreichs Sieg und Größe“. Wir überlegten hin u. her, aber das konnte Vater seinem Sohn nicht antun lassen. Er ging zu dem Vorsitzenden des Komitees u. bat ihn, den Namen meines Bruders auszulassen, da dieser im Glauben an Deutschland gestorben sei – alles andere wäre Lüge. Das war ein Mosaikstück zum Bild des „befleckten Franzosen“<sup>114</sup>

---

<sup>110</sup> Josephine Bohn und Clara Bohn, *Kriegschronik 1914–1919*, Signatur 898, DTA, as quoted by Scofield, 296.

<sup>111</sup> Hart, *Franzosezit*, 7.

<sup>112</sup> Hart, *Franzosezit*, 7.

<sup>113</sup> Maria B., *Fortsetzung des 1. Bandes der Lebenserinnerungen 1919–1920*, 1–2, in Deutsches Tagebuch Archiv, Emmerdingen 3827–2.

<sup>114</sup> B. *Lebenserinnerungen*, 2–3.

Ähnlich wie so viele andere Berichte, stellte sich Maria B. und ihre Familie nicht nur als deutschtreu sondern auch als proaktiv dar, entgegen aller Widrigkeiten. Eine deutsche Gesinnung war im Elsass nicht mehr genehm, deutsche Geschichte und Identität wurde ausgelöscht, so stellten sie und Marie Hart es dar. Sie präsentierten sich als Menschen, die nun wegen ihrer Identität ein verändertes Feld aus Loyalitäten und Einstellungen navigieren mussten. Allerdings hielt sich diese komplexe Einstellung nicht zwingend die gesamten 20er Jahre, wurde die Frankifizierung fortgesetzt. Maria B. heiratete schließlich einen deutschen Staatsbürger und zog nach Deutschland. Im Elsass wiederum blieben hauptsächlich jene, die sich mit der neuen Situation abfinden konnten oder diese willkommen hießen, sodass kulturelle Verbindungen nach Frankreich vertieft, Beziehungen zu Deutschland gekappt wurden. So stellte der ehemalige Korrespondent in Frankreich, Otto Grauthoff, auf seiner Reise durch das Elsass 1924 fest: „Das Elsaß will uns nicht. Die Elsässer sind uns verloren. Es gibt kein deutsches Theater, keine deutsche Buchhandlung, keine deutsche Zeitung von Rang. [...] Es gibt keine deutsche Protestlerpartei, sondern nur einzelne Unzufriedene.“<sup>115</sup> Die Probleme der Angleichung waren also durch die französischen Maßnahmen erfolgreich gelöst worden. Auch stand das Fehlen einer persönlichen französischen Identität nicht immer einer pro-französischen Einstellung entgegen. So wurde der Einmarsch der französischen Truppen auch von einigen ohne Verbindungen nach Frankreich als positiv gewertet, wie Devlin Scofield feststellt: „Für die Lokalbevölkerung scheint die Ankunft der französischen Truppen ein definitives Zeichen für das Kriegsende gewesen zu sein, genau wie die dazugehörigen Entbehrungen und die baldige Rückkehr der geliebten aus der deutschen Armee.“<sup>116</sup> Ebenfalls als freudige Entwicklung, erfuhr dies natürlich auch Elsässer, die sich bereits als „ethnisch“ französisch sahen.

Einige elsässische Veteranen des Deutsch-französischen Kriegs von 1870 hießen die französischen Befreier willkommen, sie hatten ihre pro-französischen Einstellungen über die Jahrzehnte bewahrt.<sup>117</sup> Ebenso einer der Repräsentanten für das Elsass im Reichstag und katholischer Priester Emile Wetterlé. Dieser hatte während des Krieges diverse Artikel in französischen Zeitungen veröffentlicht, einige davon sogar schon 1915 gebunden und veröffentlicht. Darin machte er klar, dass er das Elsass als eine französische Region ansah, die nur auf ihre Befreiung warte: „Die Stunde der Erlösung wird schlagen. Das Elsaß-Lothringen, erniedrigt und verletzt durch die teutonische Unterdrückung wartet seit 44 Jahren darauf

---

<sup>115</sup> Otto Grauthoff, „Hinter der Front in Frankreich 1924“, *Vossische Zeitung*, 4. Mai 1924, 2.

<sup>116</sup> Devlin Scofield, *Veterans, War Widows, and National Belonging in Alsace 1871–1953* (Dissertation: Michigan State University Press, 2015), 297.

<sup>117</sup> Scofield, *Veterans*, 297.

ohne es sich in dieser tragischen Form zu wünschen.“<sup>118</sup> Zusammen mit anderen ausgesprochenen pro-französischen und anti-deutschen Ressentiments wollte Wetterlé deutlich machen, wie stark die französische Identität im Elsass war und wie schwach die deutsche. Für ihn, ebenso wie den Karikaturisten und Journalisten Henri Zislin, der während des Krieges antideutsche Propaganda gezeichnet hat, beendete der Krieg nun 44 Jahre der Erniedrigung. Ob sie nun mit dieser als Schmach empfundenen Situation aufgewachsen waren oder diese erst nachträglich als solche wahrnahmen, spielte keine Rolle, so war Wetterlé 1871 10 Jahre alt, wohingegen Zislin erst 1875 geboren wurde.<sup>119</sup> Andere waren sogar noch weiter gegangen, wie der beliebte Künstler Hansi, der bei Kriegsausbruch Deutschland verlassen und für Frankreich gekämpft hatte. Hansi veröffentlichte, ähnlich wie Zislin, stark emotionalisierte Bilder eines französischen Elsass und prägte so das elsässische Bild in Frankreich während des Krieges.<sup>120</sup>

Nach dem Krieg setzte sich die pro-französische Arbeit dieser Elsässer fort. Um Frankreichs Ziele in der Region zu unterstützen, gründete Emile Wetterlé bereits 1918 die Zeitung *Le Nouveau Rhin français*, in der er für eine stärkere französische Grenze bis ins Rheinland argumentierte und 1919 persönlich über den Status der Verhandlungen in Versailles schrieb: „Ich wünsche, dass die Konferenz noch eine bessere Antwort auf die Frage nach dem linken Rheinufer findet, denn es geht dort um unsere zukünftige Sicherheit und davon hängt auch die aller Nationen, die sich niemals dem Joch der Deutschen unterwerfen wollen, in hohem Maß ab.“<sup>121</sup> Aber nicht alle pro-französischen Maßnahmen waren erfolgreich sondern legten eher die Ambiguität der Region offen. Die elsässische SPD beispielsweise war die einzige Partei der Region, die sich in der Zwischenkriegszeit für eine bedingungslose Reintegration einsetzte. Sie trat sofort nach Kriegsende der französischen sozialdemokratischen Partei *Section Française de l'Internationale ouvrière*, kurz SFIO, bei. Die Sozialdemokraten der beiden elsässischen *Departements* würden in der SFIO eine gesonderte Rolle spielen, sahen sie die Organisationsstrukturen der Partei als eine „unorganisierte, schwache und undisziplinierte Alternative zum ‚Modell‘ SPD“.<sup>122</sup> Allerdings gelang es ihnen nicht, die anderen *Departements*

<sup>118</sup> Émile Wetterlé, *Propos de Guerre. I Propos de Guerre* (Société Générale d’Édition Illustrées, 1915), 19.

<sup>119</sup> Thomas Schuler, „Le regard d’un Alsacien sur l’élaboration de la paix. L’abbé Émile Wetterlé et la question du ‚Rhin français‘ (janvier-juin 1919)“, *Revue d’Allemagne et des pays de langue allemande*, 45:2 (2013), 420.

<sup>120</sup> Henri Zislin, *L’Album Zislin. Dessins de Guerre* (Paris: Berger-Levrault, 1917), 17.

<sup>121</sup> Émile Wetterlé, „Le Rhin protecteur“, *Le Nouveau Rhin français*, 08. Mai 1919 106, Colmar, Société d’édition de Haute-Alsace, 1 (BNUS, Strasbourg), zitiert aus: Schuler, „Wetterlé“, 431.

<sup>122</sup> Alison Carroll, „Socialism and National Identity in Alsace from Reichsland to République 1890–1921“, *European History Quarterly*, 40:1 (2010), 58.

dazu zu bewegen, ihre Strukturen mehr an die deutsche SPD anzupassen.<sup>123</sup> So gab es also nicht nur innerhalb der pro-französischen elsässischen Bevölkerung unterschiedliche Wahrnehmungen, sondern auch zwischen pro-französischen Elsässern und anderen Franzosen.

Ein weiter wichtiger Faktor, welcher sich während der Nachkriegszeit noch stärker herauskristallisierte, war die Erfahrung einer Abtrennung von einer deutschen oder französischen Identität hin zu einer regionalen Identität. Eine elsässische Identität, so Christopher Fischer, war in der Tat eine Konstante vor, während und nach dem Krieg gewesen.<sup>124</sup> Wie Katharina Vajta über die Sprache der Grabsteine herausfand, verschwanden deutschsprachige Grabsteine im Elsass erst mit dem Zweiten Weltkrieg und elsässische ebenso wie „regionale germanische Varianten des Elsässischen“, welche diesen eine „starke linguistische Identität in der Region“ verliehen.<sup>125</sup> Ebenso konnte die Nutzung des Französischen in der Vorkriegszeit einen differenzierenden Marker einer elsässischen Identität unter deutscher Herrschaft symbolisieren.<sup>126</sup> Die verhältnismäßig schnellen Veränderungen der nationalen Zugehörigkeit, deutlich gemachten Ansprüche einer klaren kulturellen Zugehörigkeit in Deutschland und Frankreich, gepaart mit einem nur leicht verdeckten Misstrauen gegenüber Elsässern, könnten erklären, warum sich die Erfahrung einer nationalen Identität im Elsass von Deutschland und Frankreich in einigen Teilen der Bevölkerung löste. Diese Identität zwischen den beiden Identitäten war nicht nur negativ konnotiert, eine solche Identität konnte auch genutzt werden um als Vermittler zwischen den beiden zu agieren, wie es Áine McGillicuddy für den Kreis um René Schickele, aber auch um Ernst Stadler, Otto Flake und René Prevot argumentiert hat.<sup>127</sup> Während Schickele beispielsweise zwar nach dem Krieg in Deutschland verblieb, hinderte dieser Umstand ihn nicht daran, sich von seinem Wohnort in Badweiler für die spezifisch elsässischen Belange einzusetzen. Dass Schickele wegen deutschnationaler Gründe im Land verblieb zweifelt Michael Ertz an, für ihn war diese Entscheidung eher die Fortsetzung seiner Moralästhetik, wie er sie in seinem Vorkriegsroman „Hans im Schnakenloch“ geschildert hatte.<sup>128</sup>

---

<sup>123</sup> Carroll, „Socialism“, 58.

<sup>124</sup> Fischer, *Alsace*, 365.

<sup>125</sup> Vajta, „Gravestones“, 138.

<sup>126</sup> Vajta, „Gravestones“, 152.

<sup>127</sup> Áine McGillicuddy, *René Schickele and Alsace. Cultural Identity between Borders* (Oxford: Peter Lang, 2011), 61.

<sup>128</sup> Michel Ertz, *Friedrich Lienhard und René Schickele. Elsässische Literaten zwischen Deutschland und Frankreich* (Hildesheim: Olms, 1990), 190.

Diese Individuen hatten einerseits selbst Identitäten gefunden oder waren dazu gezwungen worden, was ihre Erfahrung der Nachkriegszeit als Chaos, Verachtung, Erlösung oder Indifferenz formte. In anderen Teilen Frankreichs hatten die Maßnahmen der Kriegszeit bereits gefruchtet und die Präsenz einer „ethnisch“ deutschen Identität im großen Maße ausgelöscht. Eine „ethnisch“ deutsche Community in Frankreich war, anders als in Großbritannien, komplett verschwunden und ein fortlaufender Einsatz der französischen Regierung, eine klar antideutsche Öffentlichkeit und antifranzösische Sichtweisen in Deutschland hatten dafür gesorgt, dass dies bis 1924 so blieb. Die Theorie eines ethnischen Verschwindens ist also um ein Vielfaches mehr auf Frankreich als auf Großbritannien anwendbar. Die weiterhin angespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sorgten dafür, dass, anders als in Großbritannien Organisationen wie die Botschaft nicht in der Lage waren, als Dreieckspunkt für „ethnisch“ Deutsche im Land zu agieren. Viele „ethnisch“ Deutsche mussten in Deutschland verbleiben und nutzten dort ihre Erfahrungen aus Frankreich um sich dort ein Leben aufzubauen oder wieder aufzubauen. Nur jene, die aufgrund ihrer Arbeit oder ihrer besonderen, internationalen Stellung über der Kluft zwischen Deutsch und Französisch standen, konnten vor 1924 nach Frankreich zurückkehren. Alle anderen, waren sie noch so frankophil, konnten es versuchen, jedoch zumeist eher erfolglos. Waren die „ethnisch“ Deutschen in Frankreich angekommen, sorgte ihre wahrgenommene nationale Identität dafür, dass sie als unüberbrückbar anders wahrgenommen wurden. Viel langsamer als in Großbritannien wandelte sich die Stimmung von Feindseligkeit hin zu einer Indifferenz aber nicht zu einer Sympathie. Eine Öffnung hin zu einer durchlässigen nationalen Identitätsebene, wie sie in Großbritannien vor und in geringem Maße wieder nach dem Krieg existierte, fand im Frankreich der Nachkriegszeit bis 1924 nicht statt. Auch die frankophile Gertrud Köbner entschied sich erst in Deutschland zu bleiben. Was danach mit ihr geschah ist nicht vollständig geklärt. Ihr Todesdatum setzen die die Archive auf 1976; den Todestort: London.<sup>129</sup>

---

<sup>129</sup> Koebner, Gertrud, Indexeintrag: Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/pnd1025451856.html> [zuletzt abgerufen am 24.09.2024].